

Nr. 167. Bromberg, den 24. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von **Richard Skowronnek.**

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Mit einer kurzen Bewegung machte er sich frei und trat einen Schritt zurück.

„Schluß jetzt mit dem Unsinn, Mike, ich habe dir oft genug gesagt, das kann es zwischen uns beiden nicht geben. Und jetzt laß uns auseinandergehen, ohne Groll, ehe es zu spät ist. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Ich hab' dir manchmal deswegen gezürnt, aber jetzt bin ich froh!"

Sie duckte sich zusammen wie unter einem Schlag, griff rückwärts mit der braunen kleinen Hand in die Netzwinde, die neben allerhand anderem Fischergerät unter dem Schuppen stand.

„Es ist gut, und ich hab's gewußt. Ich hab' sie gesehen, wie ich gestern nachmittag den Hecht hinbrachte, sie ist viel schöner als ich. Ob sie dich aber so liebhaben wird wie ich, das weiß ich nicht."

Er gab sich Mühe, ihren anklagenden Blick auszuhalten, und zuckte die Achseln.

„Das ist natürlich Unsinn, ich verbitte es mir, daß du mir solche Beweggründe unterschiebst. Aber wenn du mir nicht glaubst, geh hin nach Rohnstein und zeig' mich an! „Herr Forstmeister, ich weiß, wer Ihnen den Wodan totgeschlagen hat"!"

„Hans!" schrie sie auf und flog ihm an den Hals, biß ihn fast und erstickte ihn mit ihren Küssen. „Schwör' mir, daß du nicht an sie denkst!"

Und da schwor er mit lächelnden Lippen. Was lag schon an einem solchen Schwur vor törichten kleinen Mädchenohren.

Sie umschlang ihn fester, trank das Wort von seinem Munde. Und er fühlte, jetzt hätte er nehmen können, worum er früher so manches Mal vergebens gebettelt hatte. Aber er riß sich los, schwang sich über die Mauer zurück in den Kasinogarten. So verworfen war er nicht, um mit dem Bild einer andern im Herzen dem lieben Mädel da einen Schimpf anzutun, das ihm doch immer ein treuer Kamerad gewesen war.

„Gute Nacht, Mike!"

„Gute Nacht, Hans," kam es durstig zurück.

Und er ging langsam durch die verschwiegene Taxushecke im Kasinogarten, blickte nicht einmal mehr zurück. Wie Blei hing es an seinen Sohlen. — — —

V.

Heinrich Kremzow, der zweite Sohn des Fischereipächters Kremzow vom großen Wittensee da oben, wo man die grünen Heringe in Büten fing, stand vor der Familie seines neuen Brotherrn und sagte den Innungsspruch auf, mit dem der arbeitsuchende Geselle seit alters her um Einstand bat.

„Gott grüß' das Handwerk und segne den Fischfang!"

Ein fremder Fischer spricht dem Meister, der Frau Meisterin nebst werter Familie und den Gesellen zu! Gott erhalte den Meister bei langem Leben zu beständigem Segen aller, die ihm verbunden sind!

Wir nehmen den Kahn und fahren dahin in beständiger Gefahr, aber Gott der Herr ist mit uns, weil Petrus auch ein Fischer war.

Des Fischerstandes beliebtes Wesen ist von jeher berühmt gewesen. Schon in der Bibel kann man lesen, wie würdig ist der Fischerstand gewesen.

Zu Noahs Zeiten tat man eine Arche bauen, tat Karpfen, Schleie und Forellen hinein nebst allem anderen Getier zur Erhaltung der Art. Auch Petrus sprach zu seinen Gesellen: Fahret hinaus in die offene See und tobenden Wellen! Dort sollt ihr eure Netze stellen.

Kaum war dies geschehen, fing der Nordwind an zu wehen, und manche Mutter weint um ihr Kind, wo in den Wellen begraben sind.

Wir fangen einen edlen Fisch und bringen ihn auf des Königs Tisch. Speisen Kaiser, Edelmann und Bauer, das ganze Land! Der Lachs war ein schlauer Fisch, gerät in des Fischers Hand, wir verkaufen ihn um den höchsten Preis, die Köchin ihn zu bereiten weiß.

Mit Gunst und Erlaubnis spricht der fremde Fischer den Meister um Arbeit an!" . . .

Mit Gunst," sagte der alte Retelsdorf und streckte dem neuen Gesellen die Hand entgegen. „Willkomm', Heinrich Kremzow, und alles übrige wissen wir ja! Hier dies ist meine Frau" — er zeigte auf eine arg korpulente ältere Dame, die ihre massigen Glieder zum Empfange des neuen Hausgenossen in das sonntägliche Schwarzseidene gezwängt hatte — „und da meine Tochter Mike. Werdet gute Freunde miteinander und haltet gute Zucht!"

Heinrich Kremzow machte einen zierlichen Kratzfuß.

„Mit Gunst und in Ehren, Frau Meisterin, bitt' ich um Eintritt in dies Haus."

„Mit Gunst und in Ehren", erwiderte die dicke Retelsdorfin, versuchte ein recht hochmütiges Gesicht zu machen, aber das hatte seine Schwierigkeiten vor dem neuen Gesellen. Wie ein rechter Schlagetot stand er da, über sechs Schuh groß, und das stolze Aufwerfen des Nackens hatte eine Grenze an dem Höhenunterschied und dem steifen Panzer aus Fischbein, der die Fülle des Leibes umspannte.

Heinrich Kremzow nickte ihr freundlich zu. „Strappazieren Se sich nich, Frau Meisterin, mein Mutting is auch so dick wie Sie", und er schüttelte ein Dutzend rotbraune Hände, wie Kahnschippen so groß, denn die Fischerknechte standen nach altem Brauche im Kreise hinter ihrer Herrschaft bei der Begrüßung. „Gooden Instand", sagten sie und erwiderten nach Kräften den Händedruck. Der alte Traugott Claassen, der Fite Bohn, der Detlof Ringesen und all die andern. Alles mußte seine Art haben im Fischergewerbe, denn das war eine vornehme Hantierung, kam gleich hinter der Jagd, die die Herren betrieben. Wegen der Gefahr und des ungewissen Ertrages. „Mit Gott" sagte man jedesmal, wenn man das Netz ausstellte . . .

Alle zogen sie in die gute Stube des Fischerhauses, setzten sich um den weißgedeckten Tisch, und Mike brachte

die große Kaffeekanne. Ein labbriges Getränk, das aber bei feierlichen Gelegenheiten zur Einleitung gebräuchlich war, bis nachher die schärferen Sachen kamen, das Bier und der doppelt eingebrannte Korn. Die verwitterten alten Knechte hielten in einiger Verlegenheit die ungewohnte Zigarre zwischen den groben Fingern, etliche von ihnen benutzten sie mehr zum Kauen als zum Rauchen. Und man sprach von der unterschiedlichen Fischerei auf dem Lenzburger- und Wittensee. Wie merkwürdig es wäre, daß die Heringe sich durch den Kanal in das Brackwasser gezogen hätten, und wie lohnend, den Segen mit den Netzen nur so in den Kahn zu heben. Der alte Traugott Claassen aber meinte, daß wäre kein Fischfang mehr, sondern ein Geschäft. Und langweilig müßte es sein, immer genau vorher zu wissen, was man mit den Netzen herauszöge.

So ging die Rede bedächtig hin und her, Heinrich Kremzow aber sah mit Wohlgefallen der Haustochter zu, wie sie den Kaffee einschenkte und den Kuchen schnitt. Ihr Wesen gefiel ihm, und er gedachte für längere Zeit Einstand zu nehmen im Lenzburger Fischerhofe. Durch einen freundlichen Mittelsmann war nach Wittensee die Nachricht gekommen, der alte Retelsdorf würde froh sein, wenn er die lohnende Erbpacht einem tüchtigen Schwiegersohn abgeben könnte, und da hatte er sich aufgemacht. Ansehen stand frei, verpflichtete zu nichts. Man schnürte sein Bündel mit Vergunst und zog weiter . . . Von diesem schlanken Mädel aber ging etwas Aufreizendes aus, etwas wie ein drohender Kampf, ganz anders schien sie in ihrer Art als die sanften blonden Haustöchter da oben in seiner Heimat, die man ihm bisher zugefreit hatte. Der heiße Wunsch regte sich in seinem Herzen, ihr Wohlgefallen zu erringen, wenn es nicht anders ging, sie zu erobern, auch gegen ihren Willen. Braun schimmerte es auf ihren Wangen, wie über einer reifen Haselnuß, braun waren die flinken kleinen Hände und braun die schweren Flechten, die den zierlichen Kopf umrahmten. Am reizvollsten aber dünkten ihn die seltsamen Augen ohne Glanz, die wie ein Paar große Türkise unter den an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen standen.

Mike Retelsdorf stellte die bauchige Flasche mit doppelt gebranntem Kümmel auf den Tisch, setzte sich auf das steiflehnige Sofa neben die Mutter und legte die braunen Hände in den Schoß. Schweigsam hörte sie der Unterhaltung der Männer zu, dem neuen Gesellen schenkte sie keine Beachtung. Da ärgerte der lange Heinrich von Wittensee sich zuerst ein wenig, dann aber strich er sich den weißblonden Schnurrbart, der wie ein heller Schein in seinem sonnenverbrannten Gesicht stand. Diese hochmütige Sorte mußte anders behandelt werden als die bescheidenen blonden Mädels da oben rings um den Wittensee. Wenn man sie gewinnen wollte, mußte man mit gleicher Münze zahlen! Und er tat, als wäre die braune Mike gar nicht vorhanden, unterhielt sich nur mit dem Vater, gab bereitwillig auf alle Fragen Auskunft, die sich eingehend mit seiner Familie beschäftigten. Wieviel Brüder und Schwestern sie wären in dem Fischerhause, ob der Älteste einmal allein das ganze Gewese bekäme, oder ob den jüngeren Geschwistern ein ordentliches Ausgedinge sichergestellt wäre. Fragen, die notwendig waren, wenn man einen neuen Gesellen annahm, und er sollte einmal vielleicht zum Hause in ein näheres Verhältnis treten!... Nur ärgerte es ihn, daß der alte Retelsdorf mit seinem kurzen Atem allein die Fragen stellte, die Frau und Tochter hörten hochmütig zu, als ginge sie das alles nichts an. Da wäre er am liebsten aufgestanden, hätte den Stuhl zurückgeschoben: Mit Verlaub, Frau Meisterin, wenn Sie sich für Ihre Tochter einen Grafen suchen, brauchen wir uns nicht weiter zum Narren zu halten! Ich fahr' nach Wittensee zurück und holla!... Aber wozu gleich die Bütte mit den Fischen ausschütten, was wußte die Braune da drüben denn, was er eigentlich für ein Kerl war?

Und er fing an, von den vielfältigen Abenteuern zu erzählen, die er im fernen Afrika erlebt hatte, als die Schwarzen sich gegen die deutsche Oberhoheit empörten.

Er hatte nämlich für die Schutztruppe kapituliert, weil ihm der Sinn schon immer in die Ferne stand. Von der seltsamen Natur erzählte er, die so ganz anders wäre als zu Hause, von den schwarzen Menschen, die nackt herumliefen, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte, von Märschen in heißem Sonnenbrand und kalten Nächten, während um das Lager die Wilden gleich Wölfen heulten und vergiftete Pfeile durchs Dunkel flogen. Ein feiner Ritz nur, und man war ein stiller Mann!... Oder die Kolonne zog in langer Reihe dahin, einer hinter dem andern auf dem schmalen Niggerpfad in mannshohem Gras. Und plötzlich schrie einer auf, ein scharfer Speer steckte in seinem Rücken! Von Glück konnte er sagen, wenn der Stoß gleich tödlich war!... Da kam es einem kindisch vor, wenn die Brüder daheim von Gefahr sprachen bei einem Herbststurm, der die Wasser des Wittensees durcheinanderwarf. Gegen die Wellen konnte man sich wehren, aber gegen einen Pfeilschuß aus dem Hinterhalt war man machtlos. Genau so wie bei dem Fieber. Wochenlang tat man gesund seinen Dienst, auf einmal fiel es einen an, ganz unversehens, man kriegte hohle Backen und glänzende Augen, die Glieder wie Blei, aber an Liegenbleiben war nicht zu denken. Vorwärts solange es ging, wer zusammenbrach, war verloren... Hinter den keuchenden Menschen kam die Wildnis, die heulenden Schakale und die Schwarzen, die oft schlimmer waren als die Tiere . . .

Heinrich Kremzow erzählte schmucklos, wie ihm der Schnabel gewachsen war, nicht von einer einzigen Heldentat wußte er zu berichten, bei der er eine Rolle gespielt hätte. Um so stärker aber war der Eindruck bei den Hörern. In den matten Augen da drüben leuchtete es auf, und die alten Fischerknechte rings um den Tisch knackten vor Aufregung mit den Fingergelenken. Der alte Traugott Claassen meinte, mit diesen schwarzen Menschenbrüdern müßte man sich überhaupt nicht einlassen, denn sie hätten keine Manieren. In Hamburg hätte er mal auf dem Dom gesehen, wie so ein wilder Kerl ein lebendiges Meerschweinchen fraß, und der Fite Bohn fragte, ob dort in Afrika alle Menschen ohne Unterschied nackt herumgingen. Für einen anständigen Menschen müßte das doch sehr genierlich sein. Der alte Retelsdorf aber bemerkte, sie hätten hier in Lenzburg auch einen, der in Afrika gewesen, den Herrn Hauptmann Rabenhainer von der dritten Kompanie, und ob er dem da drüben wohl zufällig begegnet wäre?

Da sprang der lange Heinrich auf und seine Augen blitzten.

„Was, mein alter Chef aus Kilimatinde? Der ist auch hier?..." Und er begann ein langes Loblied auf den kleinen Rabenhainer, wie er immer der erste voran gewesen wäre, wenn ihn auch das Fieber schüttelte, wie er mit seinen Leuten jede Not und Entbehrung geteilt hätte, damals, in jenem wilden Aufstandsjahr. Und ganz schlicht erzählte er, wie es ihm vergönnt gewesen, dem verehrten Chef alle Fürsorge und Treue zu vergelten.

„Wir hatten wieder einmal so einen von den aufrührerischen Königen gefangen genommen, den Marcale von Kilimatinde. Das heißt, König ist ein bißchen viel gesagt auf diese dreckigen Kerle, so was wie Dorfschulzen sind sie, nur mit dem Unterschied, daß sie das Recht haben, ihren Untertanen die Nasen und Ohren abzuschneiden, was bei uns wohl nicht erlaubt ist. Also es ging nun an die Unterhandlungen, wieviel Ochsen der König zu bezahlen hätte für seine Auffässigkeit, und daß er schwören müßte, sich nie mehr wieder gegen die deutsche Oberhoheit zu empören. Das nennt man ein Schauri abhalten, und es ist eine langweilige Geschichte, weil alles von einem Dolmetscher hin und her übersetzt werden muß. Na, schließlich war alles in Ordnung. Der König hatte geschworen und kriegte auf Befehl des Chefs seine Waffen zurück. Und gerade wie der Oberleutnant Rabenhainer ihm die Hand geben wollte zum Abschied, schreit hinter uns im Lager eins von den gefangenen Frauenzimmern auf, so gräßlich und schrecklich, daß wir uns alle umdrehten. Das aber war eine geheime Verabredung gewesen, eine niederträchtige Verräterei, um uns Weiße hinterrücks umzubringen.

Zum Glück sah ich im Umdrehen, gerade noch so im letzten Augenwinkel, daß dieser König eine Bewegung machte, und da schmiß ich mich auf eins dazwischen, der Spieß, den er unserm Chef in den Leib rennen wollte, flog an die Seite, und ich nun mit dieser Bestie ans Ringen, aber es war ein banniges Stück Arbeit, denn sie glitschte einem wie'n Aal durch die Finger, wegen dem vielen Öl, womit sie sich immer einschmieren. Aber zuletzt kriegte ich ihn doch so handgerecht, daß ich ihm die Faust zwischen die falschen Augen setzen konnte. Ich nahm meine Pistole und

schoß ihn durch den Kopf. Der Herr Oberleutnant Rabenhainer aber sagte: „Recht so, Kremzow! Mit diesem Gehirnkasten wird er keine Schlechtigkeiten mehr ausbrüten".„

(Fortsetzung folgt.)

Der Ring der Nibelungen.

Eine Einführung in Richard Wagners Festspiele.

Es ist kein Zufall, daß Richard Wagners Plan, ein neues, von der herkömmlichen Form der Oper grundverschiedenes Bühnenspiel zu schaffen, gerade im Jahre 1848 Wurzeln fassen mußte, zu einer Zeit, da die Völker Mitteleuropas die sonderbarste aller Revolutionen entfachten: Die Revolution der Intelligenz, des Geistes, der geknechteten Ideen, den Kampf gegen alles Althergebrachte auf politischem, sozialem und künstlerischem Gebiete. Und nicht weniger zufällig ist die Tatsache, daß der ideelle Ausgangspunkt des „nationalen deutschen Volksepos in musikalischem Gewande" Meudon bei Paris sein mußte. Die Idee der völkischen Selbstbesinnung in künstlerischer Hinsicht mußte gerade dort ihren Anfang nehmen, wo sie 23 Jahre später in politischer Hinsicht durch die Proklamation des einigen Deutschen Reiches ihren Ausdruck fand. Diese beiden Tatsachen erklären Wagners Schaffen im „Ring der Nibelungen", das, äußerlich genommen, umstürzlerisch mit den überlieferten Formen der Oper verfährt und — inhaltlich — einen Stoff verarbeitet, der deutsches Sagengut enthält.

Nichts kennzeichnet Wagners revolutionäre Kunstgedanken jener Zeit treffender als ein Brief an einen seiner Freunde: „Mit dem „Siegfried" (so sollte der ganze große Stoff des „Nibelungenringes" ursprünglich heißen) habe ich noch große Rosinen im Kopfe: drei Dramen mit einem dreiaktigen Vorspiel. — Wenn alle deutschen Theater zusammenbrechen, schlage ich ein neues am Rhein auf".

Das war der Wendepunkt in Wagners Kunstschaffen. Er gibt hier bereits klar die Disposition seiner Tetralogie, wie sie in der erhofften Vollendung erst 26 Jahre später fertig wurde und wie wir sie heute in den drei Teilen „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" kennen. Das erwähnte „dreiaktige Vorspiel" ist das „Rheingold". Aber dieses mehrere Abende füllende Drama konnte nicht in den Räumen der üblichen Opernhäuser zu jenem von Wagner erträumten Leben erstehen. Die Handlung sprengte den Rahmen der überlieferten Bühnenbegriffe. Die wirtschaftliche und künstlerische Krise jener Zeit (genau wie heute!) ließ Wagners Wunsch laut werden, aus dem allgemeinen Zusammenbruch der deutschen Theater möge ein neues, seinen Zwecken dienendes entstehen. In diesem egoistischen Wunsche liegt das unbedingte Bestreben, künstlerische „Revolution" zu machen. Neues, nie Dagewesenes sollte an die Stelle der überlieferten, konventionellen und von Wagner gehaßten „Opern" treten.

Und dieses Neue war der „Ring der Nibelungen", dieses Musikdrama und Bühnenfestspiel, welches in einem eigens hierzu geschaffenen Raume in Bayreuth zum ersten Male am 13.—17. August 1876 aufgeführt wurde.

Worin liegt nun seine Bedeutung, die ihm einen Sonderplatz unter allen „Opern" einräumt?

Seine Bedeutung liegt in der organischen Verbindung zwischen Drama (Handlung) und Musik. Es dürfte nicht immer leicht fallen, jene grundlegenden Unterschiede nachzuweisen, die im „Ring" eine Abkehr von der Opernform sind, wie sie seit der Herrschaft der italienischen „Opera buffa" (komischen Oper) bis zu Mozarts Bühnenwerken üblich war. Deutlich treten diese Unterschiede aber nach zwei Richtungen hervor: Zunächst in der Behandlung des Bühnenvorganges oder — um einen von Wagner gehaßten Ausdruck zu gebrauchen — des Librettos, und zum anderen in der Unterordnung der Musik unter die Herrschaft der dramatischen Handlung.

Wagners Vorliebe zur Dramatisierung von Mythos und Mystik tritt in allen seinen Werken von „Rienzi" bis „Parsifal" hervor. Im „Ring" findet diese Vorliebe ihre höchste Ausdrucksform. Er greift um Jahrtausende zurück, setzt die Sage in den Mittelpunkt seiner Ideenwelt und findet dort seine Charaktere, deren menschliche Triebkräfte er zur Symbolik formt. Also, rein inhaltlich gesehen, eine Abkehr von der sogenannten „Salonoper". Das Sagengut der „Edda" und der „Nibelungen" wird hier zum großen Helden-Musikdrama geformt.

Wie Wagner die einzelnen Sagenteile mit schöpferischer Intuition verknüpfte, wie er aus dunklen Anspielungen neue Gesichtspunkte findet, dies aufzuzeigen, würde hier zu weit führen. Wagners Weltanschauung (eigentlich ist es die Schopenhauers, die sich Wagner durch seine Vorliebe für dessen Gedankenwelt zu eigen macht) durchdringt, von der Vorstellung der Jahreswende ausgehend, die Erkenntnis des ewigen Wechsels in der Welt der Erscheinung. Der Germane nimmt diesen ewigen Wechsel des Werdens und Vergehens als etwas Unabwendbares, als etwas Selbstverständliches hin. Im „Rheingold" — das Beginnen, das Auftauchen des Bösen, das immer weitere Kreise zieht und in der „Götterdämmerung" — das Vergehen durch die Sühne.

Wagner hat den übergroßen Sagenkreis mit seinem wechselvollen Vorgang auf die allereinfachsten Elemente zurückgeführt. Spielt sich doch das gewaltige Drama eigentlich nur zwischen Wotan (dem Vertreter des Lichtes) und Alberich (als Inbegriff des Nebelreiches — der Finsternis) ab. Im weiteren Verlauf der Handlung sind es deren Vertreter Siegfried und Brünnhilde auf der einen, Hagen auf der anderen Seite. Alle übrigen Personen sind — rein dramatisch gesehen — nur Nebenfiguren, so wichtig ihre Rolle zeitweilig auch für den Gang der Handlung sein mag. Das Bündnis Wotans mit Loge, dem Gott der Lüge, ist der Angelpunkt der gesamten Göttertragödie, aus der sich sodann die menschliche Tragödie als notwendige Folge entwickelt. Dieses Bündnis bewirkt den Raub des Ringes, der im Besitz der Nibelungen ist, und der daran hängende Fluch erlischt erst durch Siegfrieds und der Götter Untergang.

Führt man den Gang der weitausholenden Handlung auf diese Elemente zurück, auf diese „Motive" der Handlung, dann ist der Blick in die musikalische Struktur und damit das Verständnis für das Kunstwerk als Ganzes wesentlich erleichtert. Das Verständnis aber ist der Schlüssel zum Genuß.

Das „Rheingold" ist der Ausgangspunkt der Handlung, es ist der Quell der Symbolik, und da bereits hier alle Grundbegriffe der Handlung liegen, die in den drei anderen Teilen des Ringes, in der „Walküre", im „Siegfried" und in der „Götterdämmerung" nur immer weitere Kreise ziehen, so hat auch hier Wagner alle „Motive" der „Ring"-Musik niedergelegt.

Der Begriff des „Motives" ist das Merkmal, wodurch sich der „Ring" von allen „Opern" unterscheidet. Wagner bekämpft die Oper als gesellschaftliche Unterhaltungskunst, für ihn ist die Oper „zivilisierte Versunkenheit, moderner christlicher Unsinn". Er bekämpft die Oper ihrer „endlichen" Melodien wegen, d. h. weil darin ein ganzer Kranz in sich abgeschlossener Melodien (Arien) durch eine Handlung verbunden wird. Für Wagner ist das Drama die Hauptsache, die Musik hat nur die Rolle der Hervorkehrung der Handlung, der dramatischen Wucht und muß dadurch zum organischen Ganzen mit dem Bühnenvorgang werden. In seinem „Fliegenden Holländer", im „Tannhäuser" und „Lohengrin" herrscht zwar auch noch die Opernform mit den „endlichen" Melodien vor, der „Ring" hingegen kennt statt der „endlichen" die „unendliche" Melodie, d. h. daß das musikalische Grundthema, das Motiv also, bei einem bestimmten Vorgang, bei bestimmten Wiederholungen des Gedankens oder der Personen auf der Bühne, immer wiederkehrt. So kann dieses Motiv entweder im Gesange oder im Orchester wiederkehren, je nachdem ob es mit dem Vorgang auf der Bühne verbunden ist oder an einen Vorgang erinnern soll. Spätere Analysen haben diesen einzelnen musikalischen Grundthemen oder Motiven besondere Bezeichnungen gegeben, indem man sie das „Motiv der Rheintöchter", das „Droh-Motiv" (bei Alberich), das „Rheingold-Motiv", das „Walhalla-Motiv", das „Walkürenritt-Motiv" das „Siegfried-Motiv" usw. usw. nannte.

Dadurch, daß Wagner das „Motiv" in seiner unendlichen harmonischen Verflechtung und Verwebung verwendet, wird für ihn der Gang der Handlung von der ersten bis zur letz-

ten Szene ein einziger dramatischer Organismus. Für den Zuhörer gibt es kaum eine „Unterhaltung" oder „Zerstreuung", sondern nur ein Versenken in die Symbolik. Das ist die Abkehr, um die Wagner im Kampf gegen die „Oper" geeifert hat.

Mit dieser geistigen Erneuerung im Erfassen der Festspiele hat Wagner seine aus dem Revolutionsjahre 1848 stammenden Gedanken verwirklicht, sie haben revolutionistisch im Bereiche der „Opernliteratur" gewirkt. Und was wir heute im Betrieb moderner Opernhäuser als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen, ist nichts anderes, als ein Werk Wagners, das seinen Ursprung im „Ring" nimmt.

— Wenn in diesen Tagen die Zoppoter Waldoper gerade den „Ring" zur Aufführung bringt, dann ist eine symbolische Bedeutung dieser Tat nicht von der Hand zu weisen: Der Fluch des Goldes, an dem Götter zugrunde gingen, möge den Völkern unserer Tage ein Menetekel sein. Das deutsche Volk von heute hat nur den geistigen Besitz des künstlerischen „Ringes der Nibelungen" — um das (Rhein-) Gold streiten die Völker.

A. S.

Eine teure Nacht.

Eine lustige Amateur-Gaunergeschichte,
erzählt von **Walter Kaulfuß.**

Auch Inserate haben ihre Schicksale. Stand da vor einigen Jahren in einem westfälischen Blatte folgende Anzeige: „Welcher Wirt hat am Sonntag eine Taschenuhr für die Zeche zum Pfand von mir angenommen? . . . straße."

— — — Die Tagesstunde, zu der Karl Krause sich zu erheben pflegte, war längst vorüber. Die Sonne hatte bereits ihren höchsten Stand erreicht. Da erst erwachte Karl Krause. Er hatte furchtbare Kopfschmerzen. Haarspitzenkatarrh. Man kennt das.

Krause versuchte zu denken. Es kostete große Mühe. Allmählich kehrte die Erinnerung an den vergangenen Abend zurück bis auf eine Lücke, die sich nicht füllen ließ, so sehr Krause sein Gehirn auch zermarterte.

Ja, ja, es war spät geworden. Die Stimmung hatte sich immer mehr gesteigert, und das gute Bier mundete so schön, daß man sich wirklich daran satt trinken konnte. Was auch ausgiebig geschehen war.

Wie spät mochte es wohl n u n sein? Krause wollte nach seiner Uhr greifen, die er immer auf den Nachttisch zu legen pflegte, doch sie war nicht da. Sollte er sie verloren haben? Donnerwetter, wenn das die Frau erfuhr, die in einigen Tagen von ihrer Reise zurückkehrte! Die Uhr war ein Brautgeschenk. Krause sprang erregt aus dem Bett. Während er sich ankleidete, dachte er nach, wie er die Uhr wieder herbeischaffen könnte.

Da war wieder das Loch im Gehirn! Hatte er nicht all sein Geld ausgegeben und die Uhr versetzt? Aber wo? Er konnte doch nicht noch einmal die Kneipen besuchen, die er gestern abend besucht hatte. Und dann — wußte er denn noch, w o er überall gewesen war? . . . Blieb also nichts weiter übrig, als eine Anzeige aufzugeben. —

Die Wirkung dieser Anzeige war überraschend. Schon am nächsten Tage kamen mehrere Wirte mit Uhren, die bei ihnen als Pfand zurückgelassen, aber nicht wieder eingelöst worden waren. Doch keine dieser Uhren gehörte Krause. Das war für ihn wenigstens ein Trost, daß es noch andere Zecher wie ihn gab.

Krause sollte bald aber eine weitere Überraschung erleben. Zwei Tage, nachdem sein Inserat in der Zeitung erschienen war, kam eine junge, hübsche, blonde Frau zu ihm: „Sie sind Herr Krause?"

„Ja."

„Sie vermissen Ihre Uhr?"

„Vermissen, nein, d. h. ja . . ."

„Sie haben sie verpfändet."

„Woher wissen Sie das, meine Gnädige?"

Die Dame zog aus ihrer Handtasche eine Uhr, Krauses Uhr. „Ich sehe Sie überrascht!"

Leise lächelnd, gab die Dame Aufklärung: „Sie waren kürzlich in einer s e h r angeregten Stimmung, kamen in unsere Gesellschaft . . ."

Krause wollte einwerfen, daß er bisher nicht das Vergnügen gehabt hätte, die Dame kennen zu lernen, doch diese fuhr unbeirrt fort: „. . . und erfreuten uns durch mancherlei Scherze. Im übrigen waren Sie sehr freigebig."

Krause bekam einen gelinden Schreck. Er, der jeden Groschen auf die hohe Kante legte, er freigebig! Daher also die Ebbe in seiner Geldbörse.

„. . . . und hatten sich schließlich verausgabt. Mein Mann half Ihnen aus. Sie gaben ihm die goldene Uhr als Pfand. Hier ist sie; Sie wollten sie ja nach drei Tagen einlösen. Ich komme also zum festgesetzten Termin."

„Dann kommen Sie also nicht auf Grund meiner Anzeige?" fragte Krause.

Die Dame verneinte und wiederholte nochmals, daß ihr Kommen verabredet war. „Wissen Sie nicht mehr", fügte sie mit einem vielsagenden Blick hinzu, „daß Sie mich baten, ich selbst solle Ihnen die Uhr zurückbringen?"

Karl Krause wurde es unter dem Blicke immer unbehaglicher. Hatte er denn in seiner „sehr angeregten Stimmung" noch mehr Dummheiten gemacht? Fast schien es so. Nur stammelnd kam er zu einigen Bemerkungen. Er entschuldigte sich, daß er anscheinend an dem Abend zu weit gegangen sei, und fragte schließlich, wieviel er denn schuldig sei.

„Einhundert Mark", war die kurze Antwort.

„Ein — hundert — Mark!"

Krause mußte wohl oder übel zahlen, damit die Geschichte nur aus der Welt verschwand und nicht zu Ohren seiner etwas zu energischen Frau kam. — —

Nach einigen Abenden, es war der vorletzte der Strohwitwerzeit Karl Krauses, erhielt er von seinen Freunden eine Einladung zu einer gemütlichen Herrensitzung.

Krause ging. Trotz des Voraufgegangenen. Aber die ihm verbleibende freie Zeit wollte er ausnutzen.

Es wurde an diesem Abend viel geredet, und manches Prosit erscholl. Der Gefeierte war Karl Krause. Seinem wiederholten Drängen nach Aufklärung der Ehrung, zu der er doch in gar keiner Verbindung stehe, wurde schließlich stattgegeben.

Die Aufklärung war die: Man kannte Karl Krause als Geizhals. Seine Freunde hatten sich vorgenommen, ihn zu schröpfen: Wenn Karl Krause des Guten übergenug hat, knöpfen wir ihm seine Uhr ab, lassen sie ihm durch eine zarte Hand überbringen, und zwar gegen Herausgabe eines Hundertmarkscheines. Diese hundert Mark aber sollten dann an einem feuchtfröhlichen Abend in das goldgelbe Naß umgewandelt werden.

Was nun also geschah.

Und da sieht man, daß auch Inserate ihre Schicksale haben.

Lustige Rundschau

* **Ihre Ansicht.** Sie: „Ja, mein Schatz, wenn wir erst verheiratet sind, dann kann ich deine Sorgen mit dir teilen."

Er: „Aber ich habe ja gar keine!"

Sie: „Sei unbesorgt —: wirst schon welche kriegen!"

•

* **Diagnose.** Zum Doktor kommt ein Mädchen mit einem hochroten Gesicht und sagt: „Ach, Herr Doktor, was kann ich dagegen machen, es prickelt und glüht so in meinem Gesicht."

„Sagen Sie ihm, daß er sich besser rasiert."

•

* **Dienstbotennot.** Stellungsuchender: „Ich hörte, daß Sie einen Koch suchen?"

„Hausherr: „Danke, ich habe soeben einen engagiert!"

Stellungsuchender: „So? Na, dann werde ich morgen wieder mal nachfragen!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.